

Schwestern und Brüder!

Wir sind gewohnt, das Wort „Advent“ zu übersetzen mit „Ankunft“ bzw. „Zukunft“ (im Sinne des auf uns Zu- und damit bei uns Ankommenden). Und sei es, weil der Advent in unseren Breiten traditionell eine mit zahlreichen Bräuchen versehene, sinnenfreudige Zeit darstellt, sei es, weil an seinem Ende mit Weihnachten das bis zum Kitsch romantischste Fest des ganzen Jahres steht: die Vorstellungen, die wir mit der im Advent erinnerten und zu erwartenden Zukunft verbinden, sind normalerweise positiv besetzt. Selbst wer es vermag, sich dem vorweihnachtlichen Gefühlskitsch und Shopping-Hype zu entziehen und dem Advent seinen ursprünglich religiösen Sinn beizumessen, wird die adventliche Stimmungslage mit positiv konnotierten Begriffen umschreiben wie Hoffnung, freudige Erwartung, festliche Vorfreude – und man tappt damit womöglich genau in jene Falle, vor welcher der adventliche Ruf zur Wachsamkeit eigentlich warnen und aufrütteln will: Es gibt nämlich auch so etwas wie eine religiöse Schläfrigkeit: eine vermeintlich sichere Hoffnung, eine einlullende Vertraulichkeit mit Gott, die dieser Beziehung aber nicht zusteht – so als ob wir über Gott schon völlig im Klaren und mit ihm im Reinen wären; so als ob wir uns Seiner schon allzu sicher sein könnten; so als ob wir schon wüssten, wann und auf welchem Wege „unser Erlöser von jeher“ wiederkommen würde, anstatt wie Jesaja bohrende Fragen und unbändige Bitten hinauszurufen – ohne Wissen um das Ohr, das sie hören soll.

Ich lade Sie deshalb ein, das Lehnwort „Advent“ einmal in einen anderen sprachlichen Zusammenhang zu stellen, der zwar auch mit Zukunft, mit etwas auf uns Zukommendem zu tun hat, aber in einer ganz anderen und – wie ich meine – adäquateren Färbung: Auch das englische „*adventure*“ hat dieselbe Wurzel wie unser „Advent“. Der Advent wäre dann nicht so sehr die Zeit freudiger oder sonstwie gefühlsselliger Erwartung, sondern viel eher ein Abenteuer, auf das uns einzulassen, wir aufgefordert und eingeladen sind. Meinetwegen also schon eine Zeit der Sinne: aber der zu höchster Wach- und Aufmerksamkeit gespannten Sinne – so wie eben ein Abenteuer die Sinne und Aufmerksamkeit aufs Äußerste herausfordert, weil das Wesen des Abenteurers genau darin besteht, den Abenteurer *nicht* wissen zu lassen, was nun genau auf ihn zukommt, was alles er zu erwarten hat, sodass nicht einmal irgendwelche Vorsichtsmaßnahmen zu ergreifen, Sinn hat, sondern nur eines: gespannte Wachsamkeit.

Der Abenteurer ist jedenfalls eine ähnliche Metapher wie der Türhüter des Evangeliums. Beide wollen davor bewahren, christliche Wachsamkeit und Hoffnung zu missdeuten als besinnungslos frohes Erwarten eines in jedem Fall festlichen Ereignisses oder umgekehrt als bloß passives Warten, als untätiges Absitzen einer Wartezeit, als Blick ins ungewisse Dunkel der Nacht aus der Warte eines im sicheren, hellen und warmen Haus Sitzenden. Genau das wäre eine Verkennung des Bildes vom biblischen Türhüter. Der frühere Limburger Bischof Franz Kamphaus hat in diesem Sinne einmal formuliert: *„Wachsamkeit ist ... die Haltung der Christen in dieser Weltzeit. ... Der Wächter traut nicht dem Augenschein. ... Er will nicht überrumpelt werden. Er will wissen, was tatsächlich gespielt wird, und nicht das, was ihm vorgemacht wird. Er weiß, dass er sich täuschen kann ... Er ist Realist. Der Türhüter steht auf der Grenze zwischen Vertrautem und Fremdem. Die Geborgenheit des Hauses kann er nur halb genießen. Seine andere Hälfte ist unbehaust, dem Fremden zugewandt ... Sein Amt ist es, zu gegebenem Zeitpunkt die anderen aufzuwecken, zu stören in ihrem Schlaf ... , auch wenn man ihm zunächst keinen Glauben schenkt.“¹*

Und der Schriftsteller Erhart Kästner sieht in der so beschriebenen Figur des Wächters nicht nur eine christliche Grundhaltung, sondern ein Kennzeichen des Menschseins überhaupt – im Unterschied zum Tier. Kästner schreibt: *„Erst durch den Blick auf das Ungewisse, ..., die Vorschau, die Hoffnung an der Schwelle der Sorge, die Angst vor der Zukunft, erst da beginnt, was den Menschen auszeichnet.“²*, und er skizziert ein Negativbild zum Gleichnis des Türhüters: den Hund in der Sonne, der – mit sich und der Welt zufrieden – faul und

¹ Franz Kamphaus, Was die Stunde geschlagen hat, Freiburg (Herder) 21991.

² Erhart Kästner, Der Hund in der Sonne und andere Prosa, Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1980, S. 5.

träge verschläft, was um ihn herum vorgeht. Kästner stellt dieses Negativbild in einen noch weiteren, politischen Zusammenhang: *„Kein Zweifel, der Hund in der Sonne ist in der Neuzeit zu unerwarteten Ehren gekommen, er wurde zum großen Versprechen. So lange haben die Führer der Völker ... den Hund in der Sonne versprochen... Allmählich wird deutlich, was dem zu Grunde lag: Eine unbändige Menschenverachtung.“*³

Man könnte das vorweihnachtliche Treiben in unseren Straßen auch einmal von dieser Warte aus betrachten: die bunten, unsere Augen blendenden Lichtermeere, das unvermeidliche, unsere Ohren verschmierende Weihnachtsgedudel, selbst die vielen religiösen Angebote einer behaglichen Besinnlichkeit und sogar die in dieser Zeit allgegenwärtigen Charity-Events. Was, wenn das alles nichts wäre als der Ausdruck einer ungeheuren Menschenverachtung und Manipulation? Das menschliche Gewissen angesprochen als rührseliges, aber letztlich leicht zu beruhigendes Sinnesorgan, der Mensch als bloßer Konsum-Idiot im Dienste eines um seiner selbst willen wachsenden Marktes, der Bürger als tumbes Stimmvieh im politischen Machtstreit – jedenfalls entfremdet seinem eigentlichen Wesen: Das ist der ins Dunkel seiner Zukunft hinausblickende Wächter, der an der Schwelle seines Hauses, also mitten in dieser Welt und doch nicht endgültig darin wohnt, und der unbeirrt Ausschau hält, unermüdlich sucht und unbestechlich fragt nach einem, von dem er nichts in Händen hält als die Zusage: „Ich werde wiederkommen und da sein – als dein ‚Erlöser von jeher‘.“

³ Ebenda.